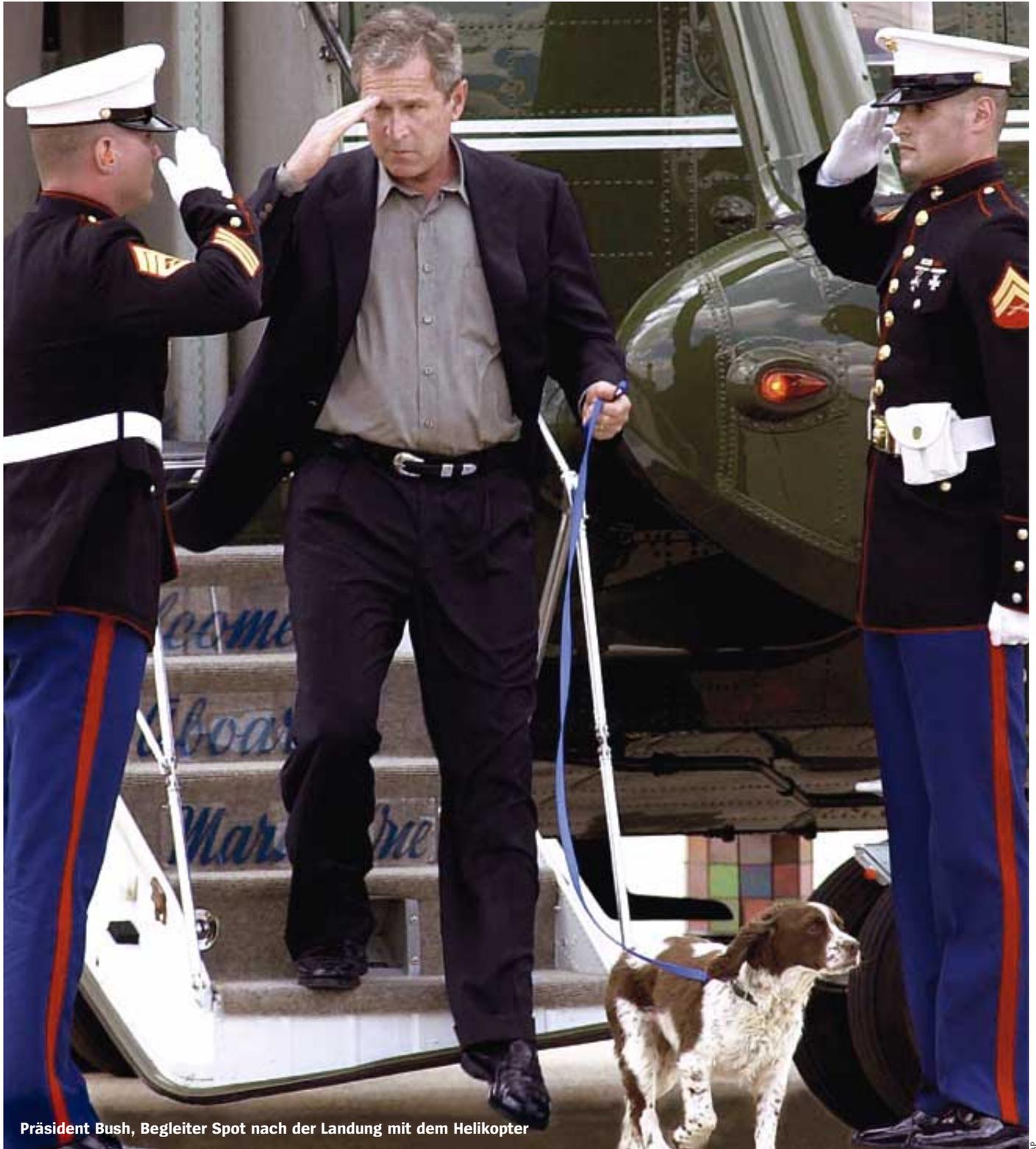


Leichtgewicht, fest im Sattel

Weltweiter Vorschuss-Hohn überschüttete George Walker Bush während der ersten 100 Tage im Weißen Haus. Doch bei seinen amerikanischen Landsleuten konnte sich Reagans Erbe Respekt verschaffen – China liefert die erste Bewährungsprobe.



Präsident Bush, Begleiter Spot nach der Landung mit dem Helikopter



Bush-Gehilfen Cheney, Powell: „Peitschenknall echter Führung“

Der Marine-Infanterist in roter Galauniform bearbeitet den Steinway-Flügel fast träumerisch. Er spielt Melodien aus alten Musikfilmen – für eine Schar von schwarzen Jungen, die, alle in weißen Hemden, kichernd und tänzelnd auf dem Parkett dahingleiten. Als die etwa zwölfjährigen Besucher den prunkvollen State Dining Room des Weißen Hauses erreichen, werden die kristallernen Kronleuchter eingeschaltet. Im jähen Lichterglanz erklingt ein kollektives „Aaah!“.

Dann wird der Hausherr angekündigt. Bush der Jüngere tritt ein: kein besonders großer Mann, eher gockelhaft im Gang. Unter dem Ölgemälde, das einen gravitätischen Abraham Lincoln zeigt, nimmt bübisch grinsend der 43. Präsident der Vereinigten Staaten Platz.

George Walker Bush, 54, genannt „W.“, gibt sich aufgeräumt wie ein Conférencier. Doubleyou (oder auch, in texanischer Aussprache des Buchstabens: Dubya) will mit seiner schulterrollenden Körpersprache mindestens so locker wirken wie einst Bill Clinton. Im Bankettsaal des Weißen Hauses redet er die halbe Hundertschaft seiner Besucher anheimelnd mit „y’all“ an – dem südstaatlichen Plural von „you“.

Was hier niemanden stört, denn diese Lehrer und ihre Schüler entstammen alteingesessenen Familien des schwarzen Mittelstands im District of Columbia (der identisch ist mit der Hauptstadt Washington). Lauter stolze Südstaatler somit, wenn auch leider Demokraten.

Bush palavert mit den Lehrern, zwinkert den Kindern zu, knufft sie auch mal, albert herum und bringt alle zum Lachen. Gleich darauf aber wird es ganz still unter den Kronleuchtern, denn jetzt redet Bush todernst: von „no sex, no drugs, no alcohol“. Hierbei vertieft sich

eine steile Falte zwischen den Augenbrauen des Präsidenten, und sein Blick wirkt beinahe stumpf vor Besorgnis.

Manchen beschleicht da der Verdacht: Ist das denn nun sein eigentlicher Job? Ist Bush womöglich nur eine Art Frühstücksdirektor des Weißen Hauses, zuständig für simple Moralpredigten? Und wenn das für seine Wirkung nach innen gilt, trifft es nicht auch für sein Auftreten nach außen zu – für sein anfängliches Gefuchtel gegenüber dem Rest der Welt?

Unterstellt, der Boss der letzten Supermacht wäre lediglich zuständig für die Darstellung des Machtgebrauchs: Verkörpert er nun die Galionsfigur des amerikanischen Konservatismus, den Knüppel-aus-dem-Sack gegenüber Freund und Feind, den kleinen Sheriff und – wie Millionen Amerikaner hoffen – die Stimmungskanone für Amerikas letzthin rezessionsgefährdete Wirtschaft?

Auch Washingtons Partner in den Hauptstädten der Welt empfanden die ersten Tage der neuen Administration zuweilen eher wie Theater, nicht wie wirklichen Aufbruch. „Wir erwarteten von der neuen Regierung den Peitschenknall echter Führerschaft“, versuchte kürzlich der Londoner „Economist“ die Stimmung in Europa zu umreißen, „aber bisher

Partner Bush, Vater: Tränenströme beim Amtsantritt



hatten wir nur viel Knall und wenig Führung.“

Schon während des amerikanischen Wahlkampfs hatten sich die politisch interessierten Europäer innerlich gewappnet: Sollte der Gouverneur von Texas gewinnen, dieser US-Rekordhalter im Unterschreiben von Todesurteilen, so war aus Amerika für die nächsten vier Jahre unmöglich Positives zu erhoffen.

Die ganze Welt machte sich lustig über den Neuen im Weißen Haus. In einer Satiresendung des französischen Fernsehsenders Canal Plus tritt Bush als ständig einpennender Kasper auf, aus dessen zusammenhanglosem Gebrabbel nur die Befehle „Bomben!“ und „Hinrichten!“ zu hören sind.

Russische Militärs werfen dem Amerika des neuen Präsidenten „Unterstützung des Terrorismus“ vor, japanische Kollegen eine „Rückkehr zum Kalten Krieg“. Brasilianische Kommentatoren befürchten mit der nordamerikanischen Vormacht eine „Konfrontation nach Cowboy-Motto: Wer zieht zuerst?“ Beim panamerikanischen Gipfel in Québec demonstrierten Tausende gegen Bush und seine Freihandelspläne für die westliche Hemisphäre. Ein Berater des

Für Gutmenschen in aller Welt ist George W. Bush seit seiner Abgabsentscheidung der Schlechtmensch schlechthin

französischen Staatspräsidenten macht bei den Neuen im Weißen Haus gar eine Art Reich des Bösen aus: Washingtons Außenpolitik sei „rücksichtslos, unsensibel, fundamentalistisch“.

Und es schien, als würden die Befürchtungen Realität: Bush begann seine Antrittsvorstellung auf dem Parkett der Weltdiplomatie mit einem knalligen Fauxpas: Die Ablehnung des Klima-Abkommens von Kyoto über die Treibhausgase, bei dem die USA die Verpflichtung eingegangen wären, den Ausstoß von Kohlendioxid zu verringern, hatte weltweit mächtige Signalwirkung – sie erschien wie ein

Anschlag der einzigen Supermacht gegen den Umweltschutz. „Es geht um das Überleben des Planeten“, zeternte Frankreichs Regierungschef Lionel Jospin. Verpestet war zunächst jedenfalls die politische Atmosphäre und Amerikas Image: Für Gutmenschen in aller Welt ist George W. Bush nun der Schlechtmensch schlechthin.

In rascher Folge hatten ein paar heftige Schläge der neuen Regierung (die Bombardierung des Irak, der Hin-

auswurf russischer Diploma-

ten, das Insistieren auf einen ausgedehnten Raketenabwehrschirm) ausgereicht, um lange bestehende Eigenarten der Supermacht neu zu definieren und mit dem Bild des hässlichen Amerikaners von ehemals zu verbinden: Dessen Fratze trägt heute die Züge von George Walker Bush. Allein gegen die ganze Welt.

Selbst diplomatisch Geschulte machten sich nicht mehr die Mühe, ihren Dissens mit Washington hinter freundlichen Worten zu verstecken: Bushs Bomben auf Bagdad empfand Frankreichs ebenfalls konservativer Präsident Jacques Chirac als „kontraproduktiv für eine politische Lösung“. Der letzte Sowjetherrscher, Michail Gorbatschow, bemängelte, Bush könne „die Weltlage leicht destabilisieren“. Der japanische Ministerpräsident Yoshiro Mori, Bushs engster Verbündeter in Asien, forderte seinen Partner auf, in Fragen des Umweltschutzes seine „Meinung zu ändern“.

Doch dann gab es auf einmal Krach mit China, Highnoon auf Hainan, eine amerikanische Flugzeugbesatzung in Geiselhaft – eine internationale Feuerprobe für die US-Regierung noch während der Schonfrist der ersten 100 Tage.

Zunächst verlief alles so raubeinig wie erwartet: Bush baute sich im Garten des Weißen Hauses vor den Fernsehkameras auf, forderte die sofortige Freilassung seiner Mannschaft, drohte mit der Entsendung von Flugzeugträgern – ließ aber den markigen Worten nicht die entsprechenden Taten folgen.

Bemerkenswert glatt und schnell – und für die Amerikaner siegreich – konnte der

neue Präsident das heikle Fingerhakeln mit China entscheiden. Wer solches nicht glauben mochte, etwa die zweifelhafte Rückkehr der 24 Offiziere und Mannschaften des Navy-Spionageflugzeugs ansehen: Solche gefeierten Heldengestalten kann nur ein Sieg hervorbringen – und sei er auch nur auf dem Feld diplomatischer Formulierungskünste errungen.

Also wieder einmal: Bush macht das Vorspiel auf der Bühne – andere erledigen

Mit gespielter Ängstlichkeit drehte sich Bush Senior um und fragte: „Habe ich mein Gehirn dabei?“

den schwierigen Rest. Unterstellt, dies wäre wirklich sein Rollenverständnis im Präsidentenamt: Wer ist dann der Krisenmanager bei der nächsten Nervenprobe mit den Chinesen? Wer greift zum Telefon, wenn Freunde wanken, Verbündete zurückgepfiffen werden müssen? Wer ist die bestimmende Figur, wenn es um globale Sicherheitsentscheidungen geht?

Viele Amerikaner, die Wähler der Demokraten vorweg, gaben sich nach der Eröberung des Weißen Hauses durch die Republikaner der Hoffnung hin, dass nicht George W. Bush diese Person sein werde. Selten in Amerikas jüngerer Geschichte hatte es an der Qualifikation eines neuen Präsidenten so schwere Zweifel gegeben wie in diesem Fall. Einer weit verbreiteten Schicht der Bevölkerung konnte das aufla-

genstarke Magazin „Rolling Stone“ ungehört die Schlagzeile „Ist Bush blöd?“ zu muten – um die Frage umgehend zu beantworten: affirmativ, versteht sich.

Die Zweifel an des Präsidenten Intelligenz werden wohl nie völlig auszuräumen sein, solange Bush das frei gesprochene Wort – besonders vor Journalisten – nicht besser unter Kontrolle bringt. Mit Sicherheit gehört Heinrich von Kleist („Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“) nicht zu seiner gewohnten Bettlektüre. Immer diese Ausrutscher: Wenn das Gekicher im Saal ihm wieder eine Fehlleistung signalisiert, zwingt Bush sich ein Lächeln ab, das vom leidenden Ungenügen an der eigenen Ausdrucksfähigkeit beredt Kunde gibt.

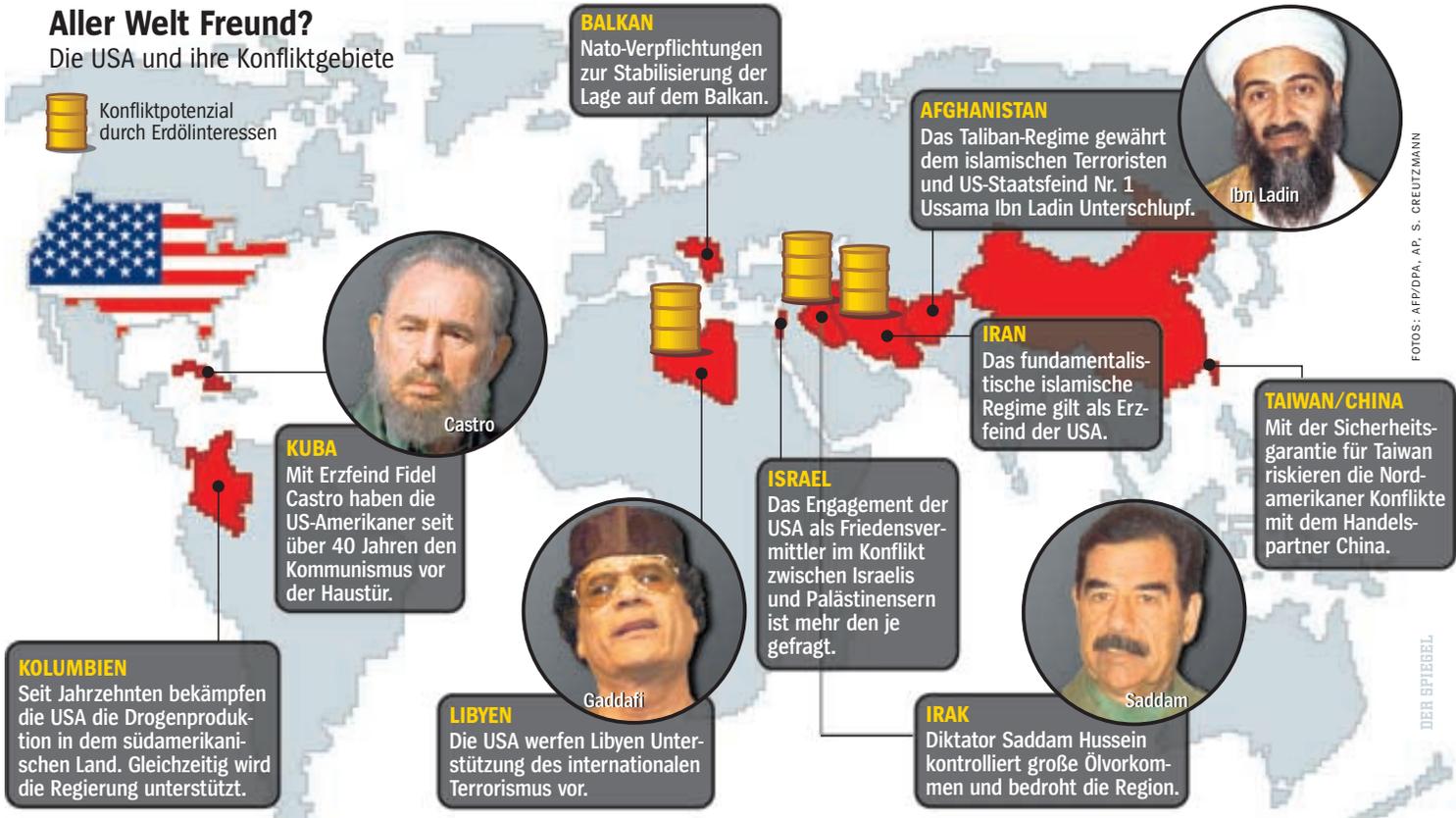
Häufig stößt es dem Präsidenten zu, dass er einzelne Hilfswörter in seinen Redefluss zwar hineindenkt, sie aber auszusprechen vergisst. So etwa bei der Schilderung seiner glücklichen Zukunftsvision vom Ende der kalifornischen Energiekrise. Die wird, so Bush, schlagartig vorüber sein, wenn die von ihm gewünschte Gaszufuhr aus Alaska oder Kanada endlich genehmigt wird. Der Präsident entwirft ein Schlaraffenbild wie von Hieronymus Bosch: „Dann können Unternehmen wachsen und die Menschen ihre Häuser essen.“ (Gemeint war: wieder zu Hause essen.)

Inzwischen gibt es Internet-Seiten, die täglich mit den sprachlichen Patzern des Staatsoberhaupts aktualisiert werden (siehe Kasten Seite 148). Aber wo steht geschrieben, dass der amerikanische Präsident ein Demosthenes sein müsse? General Eisen-

Aller Welt Freund?

Die USA und ihre Konfliktgebiete

 Konfliktpotenzial durch Erdölinteressen



BUSHS HELFER Wer wirklich in Amerika regiert

hower hat Stegreifprosa hervorgebracht, die in Anthologien der englischen Sprache als Realsatire aufbewahrt wird. Und auch der Vater des jetzigen Präsidenten musste zur Waffe der Schwachen, zur Selbstironie, greifen, um manchen Lapsus zu entschuldigen. Während eines Gesprächs mit europäischen Korrespondenten wandte Bush Senior sich einmal mit gespielter Ängstlichkeit um und fragte laut: „Habe ich mein Gehirn dabei?“ Womit der damalige CIA-Direktor Robert Gates gemeint war, der dem Präsidenten oft mit den Fakten aushelfen musste.

Auch Bush der Jüngere – bei dessen Amtseinführung am 20. Januar dem stolzen Vater die Tränen nur so herunterströmten – wehrt sich gegen seine Spötter, indem er sich neuerdings selbst auf den Arm nimmt. Hinreichend intelligent, um auf seine Berater zu hören, hat W. Bush schon bei mehreren Gelegenheiten den täppischen, arbeitsscheuen und denkfaulen Provinzler gemimt, als den ihn seine Kritiker gern darstellen; die Lacher hatte er dann auf seiner Seite.

Und wenn ihm auf einer Pressekonferenz wieder ein Sprachschnitzer unterläuft, weiß Bush inzwischen auch, wie man daraus einen Pluspunkt machen kann. Wie neulich, als ihm vor dem Pressecorps des Weißen Hauses die unfreiwillige Wortneuschöpfung „missunterschätzt“ gelang. Auf das wiehernde Gelächter, das sich darauf erhob, reagierte Bush prompt: „Das war nur ein Test. Ich wollte mich vergewissern, dass Sie mir aufmerksam zuhören. Ich sehe, es ist der Fall.“

Trotz solcher Fortschritte in seiner öffentlichen Selbstdarstellung räumen auch Republikaner privat ein, dass Bush der Jüngere für das Regieren im Detail keine überragende Fachkompetenz mitbringt. Obwohl er Amerikas feinste Eliteschmieden besuchte (Andover, Yale, Harvard), hat der Spross einer Millionärs- und Politikerfamilie eine eher buntscheckige als glanzvolle Karriere gemacht. Dem Vietnamkrieg konnte er sich auf einen Drückposten bei der texanischen Nationalgarde entziehen.

Im texanischen Ölgeschäft galt der junge Bush als „prestanombre“: einer, der für gutes Geld seinen guten Namen zur Verfügung stellt, um die Unternehmungen anderer zu ermöglichen; darunter sollen auch einige Gauner gewesen sein. Seine eigene Ölfirma hieß Arbusto, Spanisch für Busch. Ihr kurzfristiger Erfolg war allerdings dem Onkel Jonathan Bush zu danken, der an der Wall Street das Kapital mobilisieren konnte.

Doch von 1986 an zog der damals 40-jährige „W.“ es vor, für die Präsidentschaftskandidatur des Vaters zu arbeiten, der ab 1981 Ronald Reagans Vizepräsident war. George W. lernte, Wahlkampfgelder aufzutreiben, besonders bei seinen Freunden in der Ölindustrie. Als der Vater



DER HEIMLICHE PRÄSIDENT Vizepräsident Richard Cheney führt als eine Art Premierminister im Weißen Haus die Geschäfte. Dem Präsidenten Bush Senior diente er als Verteidigungsminister.



DER GELERTE GENERAL Außenminister Colin Powell ist Militär. In Vietnam kämpfte er selbst, den Golfkrieg lenkte er als Stabschef aus der Ferne.



DIE DIPLOMATIN Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice verhandelte 1989 mit den Russen über die Wiedervereinigung Deutschlands.

1989 ins Weiße Haus einzog, kaufte der Sohn sich in die Baseballmannschaft Texas Rangers ein und wurde zeitweilig deren Manager. Bald kannte ihn jeder – besonders nachdem Bush Junior das Geld für den Bau eines Riesenstadions in Dallas zusammenbrachte – als sympathischen, allseits beliebten „wheeler-dealer“, was wohl am ehesten mit Gschafthuber zu übersetzen ist.

Es heißt, erst die Niederlage des Vaters gegen Bill Clinton in der Wahlschlacht von 1992 habe den jüngeren Bush innerlich befreit: Auf einmal fühlte er sich stark genug, 1994 für den Posten des Texas-Gouverneurs zu kandidieren, und der konservative Backlash im Land nach Bill

und Hillary Clintons holprigem Washingtoner Anfangsjahr hat ihm den Sieg erleichtert.

Und der Erfolg des jungen Bush in dem riesigen US-Bundesstaat hatte die Republikaner im ganzen Land aufhorchen lassen. Die meisten dürften allerdings kaum gewusst haben, dass jener Job vor allem aus Öffentlichkeitsarbeit besteht: Die Texas-Verfassung gibt dem dortigen Gouverneur weniger reale Macht als irgendeinem der übrigen 49 Gouverneure der Vereinigten Staaten. Schon allein die Publizität beim Bestätigen von Todesurteilen indessen, besonders in umstrittenen Fällen, könnte reizvolle Kompensation für dieses Machtdefizit geboten haben. Ansonsten

Alle Macht dem Markt

Nach Clintons Wohlfühl-Ökonomie setzt Bush nun auf den Rückzug des Staates.

Wir werden alles unterlassen, was unserer Wirtschaft schaden könnte.“ Der kernige Satz, der sich zunächst wie einer dieser typisch amerikanischen Kraftmeiersprüche anhörte, erweist sich immer deutlicher als das eigentliche Regierungsmotto der Republikaner.

Gut drei Wochen ist es jetzt her, dass Präsident George W. Bush auf einer Pressekonferenz im Weißen Haus diesen Vorsatz verkündete, da wartete Bundeskanzler Gerhard Schröder gerade nebenan, um sich über den Ausstieg der USA aus dem Umweltabkommen von

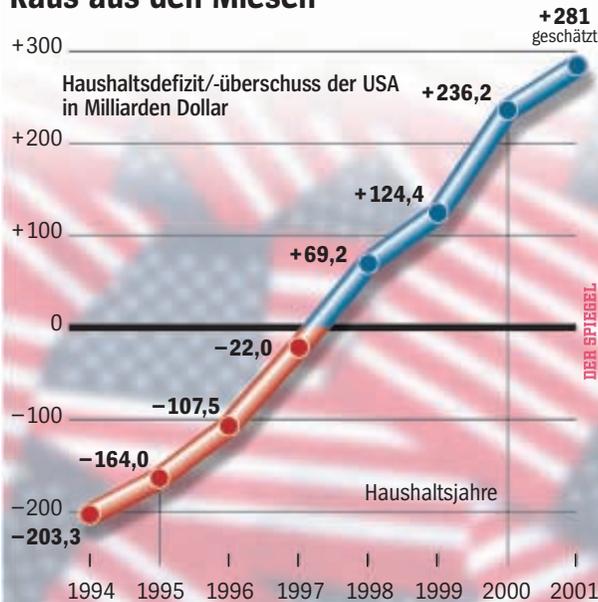
Mal kündigt die Regierung an, die Schlachthäuser künftig von der Aufgabe zu entbinden, die Hamburger für die Schulkantinen auf Salmonellen zu testen – das ist gut für das Fleisch verarbeitende Gewerbe.

Keine Frage, wer sich in diesen Tagen die Entscheidungen ansieht, in denen die Politik des neuen Präsidenten Kontur annimmt, der muss den Eindruck gewinnen, als arbeite der Mann im Oval Office einen langen Zettel mit Firmen und Wirtschaftsverbänden ab, bei denen er sich noch dringend für eine kleine Aufmerksamkeit bedanken muss.

Vor zwei Wochen hat Bush erstmals einen detaillierten Haushaltsplan vorgelegt, der neben Kürzungen bei Gesundheits- und Umweltprogrammen eine drastische Senkung der Steuersätze vorsieht.

Um insgesamt 1,6 Billionen Dollar will Bush in den nächsten zehn Jahren die Steuerzahlungen senken, ein auch in der amerikanischen Geschichte beispielloser „tax relief“, von dem nach Einschätzung vieler Ökonomen besonders die jetzt schon Vermögenden profitieren. Zum Vergleich: Der gesamte Bundeshaushalt der USA beträgt derzeit knapp zwei Billionen Dollar.

Raus aus den Miesen



Milliardär Trump, Ehefrau, Bedienstete: Klassenkampf gegen die da unten

Kyoto zu beschweren. Seitdem vergeht kaum ein Tag, an dem die amerikanischen Verbraucher nicht feststellen müssen, dass für ihren Präsidenten tatsächlich offenbar nur eines zählt: die Interessen von America Inc.

Denn es sind ja nicht nur die Ölbarone und die großen Energieunternehmen, denen die Bush-Administration nun gleich eine ganze Reihe von Umweltauflagen und Kosten treibenden Arbeitsschutzbestimmungen erlassen will. Die blasen weiter so viel Kohlenmonoxid in die Luft wie eh und je.

Mal werden die Richtlinien für Arsenwerte im Trinkwasser gelockert – die mächtige Bergbaulobby wünschte es so.

Rund 100 Millionen Dollar hat Bush im Wahlkampf an Parteispenden von Großunternehmen und vermögenden Privatiers eingenommen, so viel wie noch kein Präsidentschaftskandidat vor ihm. Auf insgesamt 45 Verordnungen beläuft sich inzwischen die Zahl der staatlichen Regeln zum Gesundheits-, Verbraucher- und Umweltschutz, die ganz oder teilweise entfallen sollen.

„Pork barrel“, Schweinetrog, nennen die Amerikaner dieses Geschäft auf Gegenseitigkeit, das noch jeder Präsident nach Amtsantritt betrieben hat, doch keiner so schamlos wie Bush. Vor allem aber: Das eigentliche Geschenk an die Reichen und Mächtigen steht noch aus.

„Bush lässt selbst Reagan wie einen Liberalen aussehen“, ächzt die Tageszeitung „Newsday“. Von der „konservativsten Regierung der Neuzeit“ spricht die „Washington Post“.

Richtig ist: Das Misstrauen in jede Form staatlich organisierter Wohlfahrt, das damit verbundene Programm eines generellen Rückzugs des Staates steht auch hinter dem wichtigsten Projekt der Bush-Administration, der nun auf den Weg gebrachten Steuerreform.

Zu den wichtigsten Argumenten des Präsidenten für sein Reformvorhaben gehört ja gerade, dass jeder Steuerdollar bei den Bürgern besser aufgehoben sei als bei den „Bürokraten in Washington“.

Und ausdrücklich verbindet er sein Versprechen einer „1,6-Billionen-Dollar-Rückzahlung“ mit der Ankündigung, überall dort zu streichen, wo er zu viel „Fett“ vermutet, also vorzugsweise bei den Sozialausgaben.

So kürzte Bush gleich zu Beginn drei Programme im Sozialhaushalt zusammen, die vor allem Geringverdienern mit Kindern zugute kommen. Um Fürsorgeempfängern die Arbeitsaufnahme zu erleichtern, verfügten die Behörden bislang über rund zwei Milliarden Dollar für Beihilfen zur Kinderbetreuung – in Zukunft sollten es 200 Millionen Dollar weniger sein. Auch die Ausbildung von Kinderärzten an öffentlichen Kliniken zählte zu den ersten Posten auf Bushs Streichliste, ebenso der Erziehungsfonds für Kleinkinder unter fünf Jahren.

Es sind solche Sparideen, die selbst renommierte Ökonomen wie Paul Krugman, Professor am Massachusetts Institute of Technology (MIT), von einer Art neuem „Klassenkampf“ derer „da oben“ gegen die „da unten“ sprechen lassen.

Zwar wird der Präsident nicht müde zu wiederholen, wem seine Rückzahlaktion eigentlich nutzen solle: dem amerikanischen Normalverdiener, versteht sich, all jenen „hart arbeitenden Amerikanern“ wie etwa der verheirateten Kellnerin, die 26 000 Dollar im Jahr verdient, oder dem Familienvater aus dem Mittleren Westen mit drei kleinen Kindern, der bislang rund 8000 Dollar jährlich an Steuern zahlt.

Doch Fachleute wie Krugman können ziemlich überzeugend belegen, dass genau diese Durchschnittsamerikaner nach den Bush-Plänen pro Monat bestenfalls zwischen 20 und 60 Dollar an Steuern sparen werden. Über 40 Prozent der enormen Summe hingegen, die Bush ausschütten will, bleiben bei dem einen Prozent der amerikanischen Steuerbürger hängen, deren Jahreseinkommen bei einer Million Dollar und mehr liegt.

Schließlich kommt den Spitzenverdienern ja nicht nur zugute, dass die Regierung den Höchststeuersatz von 39,6 auf 33 Prozent senken will. Bush, der Ranchbesitzer aus Texas, plant zudem, die gerade bei den Vermögenden so verhasste

Erbschaftsteuer deutlich zu reduzieren oder am besten ganz abzuschaffen. Gezahlt wird diese Abgabe fast ausschließlich von den Superreichen des Landes, allein die Hälfte des Aufkommens stammt von gerade mal 4000 Erben, die nach jetzigem Recht bis zu 55 Prozent des zu besteuern Vermögens an den Staat abführen müssen.

Sollte der Präsident sich mit seinen Plänen durchsetzen, dann sind, so warnt selbst ein Expertenteam des amerikanischen Kongresses, Steuersparmodelle möglich, von denen Bush noch gar nicht ahnt, dass sie möglich sind – mit der für den Haushalt höchst unangenehmen Folge, dass die Steuerausfälle nicht mehr bei 1,6 Billionen, sondern bei mindestens 2,4 Billionen Dollar liegen werden.

Bleibt das Argument der Regierung, dass die geplante Reform den Konsum anheizt und so dabei hilft, die drohende Rezession abzuwenden. Die Konjunkturdaten, die derzeit bei den Behörden in Washington eingehen, sind in der Tat ernüchternd. So lag die Zahl der Entlassungen im März erstmals wieder so hoch wie zuletzt im Krisenjahr 1991.

Doch viele Ökonomen bezweifeln, dass Bushs Steuerreform, die seine Berater ja zu einer Zeit konzipierten, als der amerikanische Konjunkturmotor noch mächtig brummte, einer Rezession wirklich entgegenwirken könnte. So liegen Bushs Haushaltsplan ausgesprochen optimistische Wachstumsprognosen zu Grunde. Zudem setzt die Entlastung viel zu stockend ein, um die Nachfrage zu stimulieren – die erste wirklich spürbare Steuererleichterung kommt erst in zwei, drei Jahren.

Noch ist nicht ausgemacht, wie das Ringen um Bushs ehrgeiziges Reformwerk ausgeht. Der Senat, etwa zu gleichen Teilen von Demokraten und Republikanern beherrscht, kürzte das Entlastungsprogramm vorsorglich schon einmal um ein Viertel, auf nunmehr 1,2 Billionen Dollar.

Doch das bedeutet zunächst nicht mehr als einen Zeitaufschub: Das Repräsentantenhaus, die zweite Kammer des Hauses, hatte die Pläne zuvor unverändert passieren lassen, nun muss im Vermittlungsausschuss über den weiteren Gang der Reform verhandelt werden.

Immerhin, einen Etappensieg konnten die Gegner des konservativen Reformkurses jetzt schon einmal verkünden: Amerikas Schulen sind auch in Zukunft salmonellensicher. Die entsprechende Verfügung zu Gunsten der Fleischindustrie hat die Bush-Regierung auf Grund des landesweiten Protests zurückgezogen – vorerst jedenfalls. JAN FLEISCHHAUER,



Pilot Bush (1968)*
Befreiung vom Vietnamkrieg

blieb es beim Repräsentieren, beim Kungeln, beim Golfspiel.

Das reichte für eine politische Blitzkarriere, die ihn, nach dem spannendsten Wahlkrimi der jüngeren US-Geschichte, nur vier Jahre später ins Weiße Haus katapultierte.

Regiert er dort anders als down home in Austin? Nicht viel; noch immer nehmen Fototerminen allerhand von seiner Zeit ein. Weder ist er ein Frühaufsteher, noch kann ihn die Arbeit im Oval Office abends allzu lange festhalten. Absenzen gibt es auch für regelmäßiges Fitnesstraining und – wie einst bei Ronald Reagan – für ein Mittags-schläfchen oder eine Runde Golf.

Doch gerade ein Auftritt wie der mit den Washingtoner Schülern im State Dining Room gibt einigen Aufschluss über die Motivation des Präsidentensohns, der selbst Präsident werden wollte. Bei aller Verspieltheit im Umgang mit den Kindern ent-

■ Unter Mädchen in besseren Vororten wird es wieder Mode, sich die Jungfräulichkeit so lange wie möglich zu bewahren

wickelt Bush so etwas wie einen kreuzbraven und schwärmerischen Ernst, wenn er von „Charakterbildung“ in der Schule und im Elternhaus spricht. Und es ist wohl etwas mehr als nur ein Seitenhieb auf seinen Vorgänger Bill Clinton, wenn Bush Jr. den Kindern zubilligt, sie hätten aus der Erwachsenenwelt oft „moralisch widersprüchliche Botschaften“ erhalten.

Dass er in seiner Jugend selbst mit Drogen „in Berührung kam“ und als Erwachsener auf bestem Wege war, zum Alkoholo-

* Bei der Texas Air National Guard.



CORBIS SYGMA

liker zu werden, hat der Präsidentschaftskandidat Bush nie bestritten. Erst als seine scheue Frau Laura – eine ausgebildete Bibliothekarin und Grundschullehrerin – ihn zu verlassen drohte, soll W. dem Schnaps entsagt haben und (was in Amerika Hand in Hand geht) Jesus näher gekommen sein.

Die Parole „no sex, no drugs, no alcohol“ erinnert an das einst viel bespöttelte Schlagwort der First Lady Nancy Reagan („Sag einfach Nein!“). Doch ein Trend in diese Richtung ist offenbar vorhanden und findet in manchen Stadtgegenden Washingtons – wenn auch nicht gerade in den Slums – engagierte Anhänger. Noch zu Clintons Zeiten begann es unter jungen Mädchen in den besseren Vororten wieder Mode zu werden, sich die Jungfräulichkeit möglichst lange zu erhalten – nicht aus religiösen Gründen, sondern als Reaktion auf die vorherrschende Sexualisierung der Werbung und der Unterhaltungsindustrie.

Der jüngere Bush in der Rolle des Moralpredigers und Charakterförderers bewegt sich im Grunde auf der längst verwehten Spur seines Vaters: Der wollte vor zwölf Jahren, bei seinem Einzug ins Oval Office, in die Geschichte eingehen als Amerikas Erziehungs-Präsident, der im öffentlichen Schulwesen der USA der Bildungskatastrophe in Permanenz ein Ende bereitet. Bush der Sohn scheint sich vorgenommen zu haben, in diesem Punkt nicht nur ehrgeiziger in der Rhetorik, sondern konkreter und hartnäckiger in der Praxis vorzugehen als Bush der Vater:

Trotz der radikalen Steuersenkung und der ebenso drastischen Beschneidung der Staatsausgaben, die der neue Präsident auf dem Capitolshügel durchzudrücken versucht (siehe Seite 140), will er den Aufwand für Bildung auf vielen Gebieten verdreifachen – ein scheinbarer Widerspruch. Im neuen Staatshaushalt soll der Bildungsetat insgesamt um 11,5 Prozent angehoben werden – es würden somit 4,6 Milliarden Dollar mehr ins Bildungssystem gepumpt werden als unter Bill Clinton.

„Mein Haushalt bietet unserem Volk eine neue Vision des Regierens“, verkün-

MITFÜHLEND KONSERVATIV Die Ideengeber des Präsidenten



MYRON MAGNET macht den Umbruch der sechziger Jahre für Amerikas Sozialprobleme verantwortlich. Der konservative Akademiker beschäftigte sich speziell mit Unterschichten. Er hat über die viktorianische Zeit promoviert.



MARVIN OLASKY wandelte sich vom Marxisten zum christlichen Eiferer. Der Sohn jüdischer Einwanderer predigt den reinen Kapitalismus. Um sozial Schwache sollen sich religiöse Gruppen kümmern.



Polizeieinsatz in Cincinnati: Krawalle auch in Zukunft

det George W. Bush neulich mit einer Selbstsicherheit, die besonders an ihm, dem intellektuellen Leichtgewicht, nahezu unverfroren wirkte.

Langsam dämmert den Amerikanern, dass es der neue Mann im Weißen Haus ernst meinen könnte mit der geistig-moralischen Wende, die er angekündigt hat, mit dem Versprechen, ein für alle Mal aufzuräumen mit dem ruchlosen Stil der Clinton-Jahre, die dem Land ja nicht nur einen beispiellosen Wirtschaftsboom sicherten, sondern eben auch eine ziemlich zügellose Partystimmung schufen, bei der sich

Bedürftigen an regelmäßige Überweisungen gewöhnen und niemanden ermuntern, sich aus seinem Elend emporzarbeiten.

Diese Diagnose ist so neu freilich nicht, auch wenn sie selten so deutlich formuliert wird. Neu ist die vorgeschlagene Therapie, die einen radikalen Bruch mit dem Grundsatz des modernen Sozialstaats bedeutet, nach der jeder Bürger klar definierte Rechtsansprüche auf Alimentation besitzt: Am besten sollte sich der Staat ganz aus der Wohlfahrtspflege zurückziehen, finden die beiden Rechtsintellektuellen, und die Fürsorge privaten Organisationen überlassen, idealerweise kirchlichen oder sonstwie „glaubensbasierten“. Nur solche Institutionen seien in der Lage, Bedürftige gezielt zu fördern, das heißt, sie, wo nötig, zu disziplinieren und so zu einem Dasein aus eigener Kraft zu befähigen.

Ob die verwöhnten Bedürftigen sich das gefallen lassen werden, ist eine noch ungelöste Frage. Ganz anders als der beliebte Vorgänger Clinton, den die Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison zu einem Schwarzen ehrenhalber ernannte, hat Bush etwa bei den empörten Afroamerikanern

alle nach Kräften amüsieren durften.

„Compassionate conservatism“ lautet das Stichwort, unter dem Bush im Wahlkampf angetreten ist, „Konservatismus mit menschlichem Antlitz“, und mit dieser Formel ist nicht weniger gemeint als eine grundsätzliche Wende, eine radikale Neujustierung im Verhältnis von Staat und Gesellschaft.

Die Blaupause für den Zeitenwandel haben zwei neokonservative Denker geliefert, der republikanische Intellektuelle Myron Magnet, 57, und der bibelfeste Kolumnist Marvin Olasky, 51, Vater des Begriffs vom „compassionate conservatism“ und Autor eines gleichnamigen Buchs, für das Bush das Vorwort geschrieben hat.

Folgt man den beiden rechten Vordenkern, so zeigen das starke Wohlstandsgefälle in den Staaten und die nach wie vor erstaunlich hohen Armutszahlen das Versagen der staatlichen Wohlfahrt. Mehr noch: Nach ihrer Meinung sind es gerade die milliarden schweren Fürsorgeprogramme, die Arme, Behinderte und Arbeitslose in Abhängigkeit halten, weil sie die

Zickzack im Weißen Haus

Zwischen Bundeskanzler Gerhard Schröder und George W. Bush herrscht ein professionelles Nicht-Verhältnis.

Die Gäste aus Deutschland registrierten das neue Gemälde mit mildem Befremden. Schräg über dem Kamin, gleich neben George Washington, hatte der neue Herr im Oval Office eine Erinnerung an die Heimat platziert: „Rio Grande“ zeigt einen düsteren Baum vor stürmenden Wolken am weiten texanischen Himmel. Den Beratern des Bundeskanzlers war zumindest eines klar, als sie den Ölschinken inspizierten: Beim Besuch einer Bilderausstellung würden Gerhard Schröder, Freund expressionistischer Kunst, und Kitsch-Liebhaber George W. Bush sich nicht näher kommen.

Andere Wege haben sie aber auch nicht gefunden. Die deutsche Regierung betrachtet den neuen Chef im Weißen Haus mit einiger Ratlosigkeit. Dass Wohlwollen in Deutschland andererseits nicht besonders hoch auf der Agenda des texanischen Präsidenten rangiert, hatte Schröder bei seiner Washington-Reise Ende März erfahren müssen. Unmittelbar vor dem Gespräch mit dem Deutschen hatte der US-Präsident die amerikanische Ablehnung des Klimaprotokolls von Kyoto verordnet – mehr Konfrontation mit den umweltfreundlichen Europäern ging kaum.

An dieser Situation dürfte sich so bald nichts ändern, die beiden Chefs reden kaum miteinander. Bei seinem Besuch verkündete Schröder, er habe erst zweimal mit dem Präsidenten telefoniert. Seitdem hat sich die Zahl der Telefonate nicht erhöht. Für die nächsten Monate sind Treffen allenfalls am Rande der Gipfel von Göteborg (EU/USA) und Genua (G8) geplant.

Inhaltlich bemühen sich die Experten im Kanzleramt, das Positive hervorzuheben. Der Neue in Washington habe doch ein gewisses Maß an „Fortune“: Das Management der China-Krise sei schließlich gut verlaufen.

Hinter vorgehaltener Hand äußern deutsche Regierungsmitarbeiter aber

irritiert, der hoch gelobte Beraterstab Bushs habe während der Clinton-Jahre wohl den Sinn für die Realitäten verloren – zu sehen am Zickzackkurs der Regierung in Nahost.

Für Schröder birgt die Ahnungslosigkeit jenseits des Atlantik auch einen Grund zur Genugtuung. Vor zwei Jahren hatte der Bundeskanzler eine ähnliche Situation genau andersherum erlebt. Frisch gewählt, aber noch nicht im Amt, musste der Sozialdemokrat sich von den Amerikanern die Zustimmung zum Kosovo-Krieg abpressen lassen.

Wolfgang Ischinger, noch Staatssekretär im Auswärtigen Amt und ab Sommer Botschafter in den USA, erkennt eine gewachsene Professionalität im Umgang mit den Amerikanern – trotz unterschiedlicher Positionen. Als



Besucher Schröder, Gastgeber Bush: „Total cool“

junger Referent betreute Ischinger 1980 eine Reise des damaligen Kanzlers Helmut Schmidt in die USA. Schmidt konnte zwar den scheidenden Präsidenten Jimmy Carter nicht leiden, fand aber auch die Aussicht auf Ronald Reagan „ziemlich grässlich“, erinnert sich Ischinger.

Dagegen nehme Schröder heute den Wechsel in Washington „total cool“, findet Ischinger: „Der Bundeskanzler nörgelt nicht.“

RALF BESTE

keinerlei Kredit. Krawalle wie jüngst in Cincinnati (Ohio) sind deshalb auch anderswo wahrscheinlich.

So macht auch Bushs Sozialpolitik klar: Ein Meister des Wegschiebens hat das Weiße Haus erobert, der vieles von sich weist, was sein arbeitswütiger Vorgänger Clinton noch an sich gerissen hat – Aufgaben für den Staat ebenso wie die Details des Regierens. Ein fröhlicher Generalist ist an der Macht, der es um 17.00 Uhr gut sein

Der alte Spruch, nach dem das Amt des Vizepräsidenten „überflüssig wie ein Eimer warmer Spucke“ ist, hat in Washington ausgedient

lässt und die Welt gleichwohl in guten Händen wähnt. Ist es da ein Wunder, dass viele Leute sich fragen, wer unter, neben – oder gar über – dem unerfahrenen „W.“ in Washington wirklich regiert?

Die Neugier der Medien richtet sich da zu allererst auf jenen anderen Gentleman im Weißen Haus, der nicht selten wie Amerikas geschäftsführender Staatschef auftritt. Dieser fernsehkompetente Herr mit Halbglatze ist Dick Cheney, „the Veep“ – Vizepräsident und höchst aktiver Kompagnon von George Bush dem Jüngeren.

Die beiden sind ein Machtgespann, wie es Washington offenbar seit Menschengedenken nicht mehr erlebt hat. Der wenig appetitliche Spruch, wonach das Amt des Vizepräsidenten „überflüssig wie ein Eimer warmer Spucke“ sei – und was eigentlich gemeint ist, ahnt, wer bedenkt, dass sich „spit“ (Spucke) auf shit reimt –, ist in der US-Hauptstadt nun gewiss für längere Zeit außer Gebrauch.

Nicht nur unter den europäischen Diplomaten, auch bei namhaften amerikanischen Politik-Experten in den „think tanks“ genannten Forschungsinstituten am Potomac wird Richard Bruce Cheney, geboren

1941 in Lincoln (Nebraska) als eine Art Premierminister eingeschätzt. Seit der Wiedereroberung des Weißen Hauses durch die Republikaner in der Wahlschlacht des vergangenen Jahres stieg Cheney sogleich zum meistbegehrten Gesprächspartner der US-Hauptstadt auf.

Die fernsehende Nation konnte sich von seiner Rolle ein Bild machen, als der Vizepräsident – am vorvergangenen Sonntagmorgen, bei Ausbruch der Washingtoner Kirschblüte – mit einer für die Regierung doch eigentlich hochehrfrohlichen Botschaft aus Florida konfrontiert wurde.

Die Zeitungen „Miami Herald“ und „USA Today“ – so wurde Cheney vor den



A. REININGER / AGENTUR FOCUS

Luftverschmutzung in Los Angeles: „Es geht um das Überleben des Planeten“

Kameras mitgeteilt – waren bei einer gemeinsam veranstalteten Stimmen-Nachzählung im Bundesstaat mit dem chaotischen Wahlergebnis zu folgendem Verdikt gekommen:

Hätte der Oberste Gerichtshof der USA am 12. Dezember 2000 eine neuerliche Nachzählung in den strittigen Wahlbezirken des Sunshine State nicht durch sein

Seit dem letzten Infarkt bekam Cheney einen Leibarzt zugeteilt, der ihm nicht mehr von den Fersen weicht

Verbot unterbrochen, sondern einfach weiterzählen lassen, so wäre das Ergebnis schließlich doch zu Gunsten des siegreichen Kandidatengespanns Bush-Cheney ausgefallen. Das demokratische Ticket Gore-Lieberman hingegen habe in Florida knapp, aber klar verloren.

Natürlich war Dick Cheney auf diese Mitteilung vorbereitet. Und er reagierte wie ein ausgekochter Profi: Nur den Anflug eines ironischen Lächelns, nur die zarteste Andeutung eines verständnislosen Kopfschüttelns bot der US-Vizepräsident dem amerikanischen Fernsehpublikum – dazu die staubtrockene Bemerkung: „Ach was, wir haben noch einmal gesiegt?“

Es ist ja wahr: All die händeringenden Leitartikel über die zweifelhafte Legitimität dieser Regierung, das Zetern und Fäusteschütteln über das fehlende „Volksmandat“ des

Präsidenten George W. Bush – das hatte sich, lange vor der journalistischen Nachzählung, von selbst erledigt.

„Bush sah gewiss nicht aus wie ein Sieger, dafür war Al Gore wenigstens zum Schluss ein guter Verlierer“, tröstet sich heute noch ein alter Sympathisant der Demokraten. „Aber ein Verlierertyp war er eben doch“, fügt er traurig hinzu. Nach einem – damals noch unangefochtenen – Jahrzehnt des wirtschaftlichen Aufschwungs, davon die letzten acht Jahre unter Bill Clinton, hätte dessen Vizepräsident den sicheren Sieg bei der Novemberwahl einfach nicht vergeigen dürfen.

Gores Nachfolger Cheney siedelte schon als Kind in den Wildweststaat Wyoming um. Der betreibt die Touristenwerbung auf seinen Autokennzeichen mit einem hut-schwingenden Rodeoreiter. Einen solchen könnte Cheney allerdings nur mit Mühe mimen: In Wahrheit verkörpert der Vize aus Wyoming genau jenen Politikertypus,

den sein Machtpartner, der volksnahe Dubya, während des Präsidentenwahlkampfes immer lautstark verabscheut hatte. Cheney ist der klassische Washingtoner Insider: Erst Assistent und Sachbearbeiter auf dem Capitolshügel. Dann eine Ochsentour von fünf Legislaturperioden als Kongressabgeordneter seine Karriere auf dem Capitolshügel begonnen. Dort avancierte er 1988 für kurze Zeit zum „whip“ – dem Einpeitscher oder stellvertretenden Fraktionsführer – der republikanischen Congressmen. Unwahrscheinliche politische Fortüne verhalf dem Unberittenen aus dem Westen schließlich zu einen mächtigen Satz nach vorn:

Dem damaligen US-Präsidenten Bush Senior kam im März 1989 plötzlich sein Verteidigungsminister John Tower abhanden. Der US-Senat hatte den kleinwüchsigen Dandy aus Texas nicht bestätigen wollen, weil der auf Partys und Empfängen eine übermäßige Neigung zum Whiskey-Konsum offenbart hatte. Darum durfte der wortgewandte, doch eher farblose Parlamentarier Cheney die Führung des Pentagons übernehmen.

Und während des Golfkriegs gegen den irakischen Tyrannen, Raketenbesitzer, Atombomben-Aspiranten und Giftgashersteller Saddam Hussein (der von Bush dem Älteren prompt mit Adolf Hitler verglichen wurde) konnte der Verteidigungsminister Cheney sich seinerzeit fast so stark profilieren wie seine wortmächtigen Generäle Norman Schwarzkopf und Colin Powell.

Nur, gerade solch ein alter Bekannter wie Cheney hat es mit den Veteranen der Medienzunft oft schwerer als mancher Neuling. Mit süßestem Lächeln stellen ihm Cokie Roberts und Sam Donaldson, das gefürchtete Duo der Sonntags-Interviewer von ABC, die hinterhältigsten Fragen – die nach seiner Gesundheit.

Und die zielen aufs Herz. Es ist nicht ohne Ironie, dass ausgerechnet der Mann, der „nur einen Herzschlag entfernt vom Oval Office“ amtiert – die Redewendung meint den Herzschlag des Präsidenten, der schließlich auch mal aussetzen könnte –, selbst ein Dauerfall für den Kardiologen ist: seit 1978 vier Herzinfarkte, 1988 vier Bypässe und seit dem Amtsantritt min-



AFP / DPA

Anti-US-Demonstration in Québec*: Ein neues Reich des Bösen?

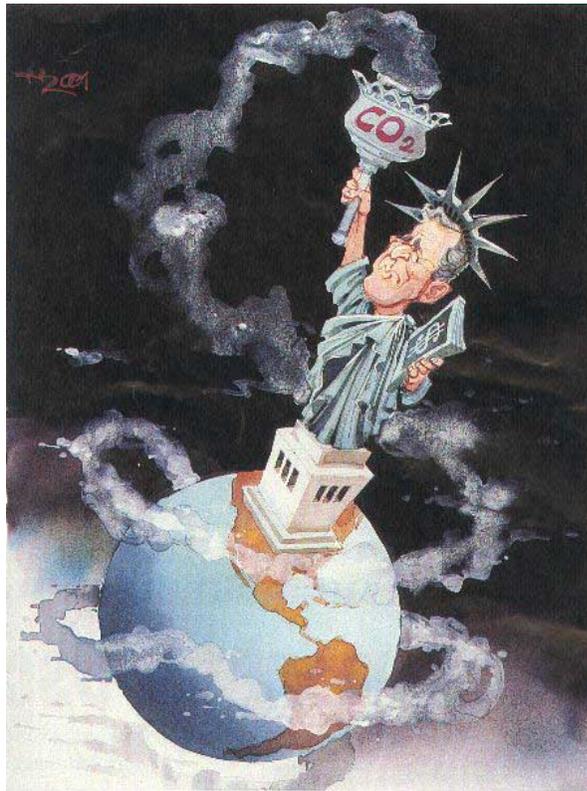
* Beim panamerikanischen Gipfeltreffen am vergangenen Freitag.

destens ein Schwächeanfall. Also bekam Cheney einen Leibarzt zugeteilt, nachdem er vor ein paar Wochen wieder aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Und der Militärmediziner darf ihm den ganzen Tag nicht mehr von den Fersen weichen.

Cheney ein etwas hinterfotziges Kompliment machend, stellt die Fernsehbe-fragerin Cokie Roberts fest, dass der Zweitmächtigste im Lande letzthin deutlich an Körperfülle verloren habe. „Ja, in den Essgewohnheiten musste ich ein Grüner werden“, erwidert der Vize aus Wyoming angewidert. „Keine großen saftigen Steaks mehr für mich.“

Unausgesprochen schwingt bei solchen Frotzeleien immer die Unterstellung mit, die Gesundheit des amerikanischen Vizepräsidenten sei womöglich ein noch kostbareres Gut als die seines Chefs im Weißen Haus. Wie stünde der Novize George W., das notorische Leichtgewicht, heute ohne seinen Hausmeier Cheney da?

Jedenfalls nicht so fest im Sattel wie mit ihm. Nur Cheney, so das Gemunkel im engen, schabigen Presseraum des Weißen Hauses, mache die Arbeitsteilung für den Luftikus aus Texas erträglich: Während der sportive Präsident sich noch im Fit-



Bush-Karikatur: „Land der unbegrenzten Freiheit“

QUELLE: HATZINGER / BUNTE

nessraum für die Repräsentationspflichten rüste, halte der herzkrankte Vize bereits die Morgenbesprechung ab; während Bush Junior vor Schulkindern unrealistische Moralpredigten halte, führe Cheney die Militärs und Diplomaten bei der delikaten Auseinandersetzung mit den Chinesen.

Aber George W. Bush wäre nicht der erste US-Präsident, der sich von Detailarbeit nicht übermäßig belasten lässt, um sich lieber auf seine geistige oder ideologische oder auch nur intuitive Führungsrolle zu konzentrieren. Sogar ein intellektuelles Leichtgewicht vermag die USA durchaus angemessen zu führen, wenn es über feste Überzeugungen, starken Realitätssinn und eine hoch qualifizierte Mannschaft verfügt.

Ronald Reagan, ein zweitklassiger Schauspieler, der in der Politik die Rolle seines

„Give me Condi!“, pflegt Bush in außenpolitischen Bredouillen zu rufen, „sie kann mir die Probleme erklären, dass ich sie verstehe“

Lebens fand, hatte sich in der Regierungsarbeit ebenfalls nicht sichtbar abnutzen lassen. Und Dwight D. Eisenhower verbrachte oft erheblich mehr Zeit auf dem Golfplatz als im Oval Office.

Zwar herrscht über die starke Rolle von Vizepräsident Cheney kein Zweifel, doch die anderen in der Mannschaft, besonders die am außenpolitischen Schachbrett, sind ebenfalls keine Federgewichte. George Bush Senior, 76, Familienpatriarch, behauptet, dass er „nicht im Beratungsgeschäft tätig“ sei. Aber das hält den früheren Kongressabgeordneten, Uno-Botschafter, China-Emissär, CIA-Chef, Vizepräsidenten und Präsidenten kaum davon ab, hin und wieder – und mitunter fast jeden Tag – mit seinem Sohn zu telefonieren.

Das neue außenpolitische Team braucht erst gar nicht von Vater und Sohn Bush

„Flügel auf Träumen“

Platituden, Versprecher und Wortneuschöpfungen des Präsidenten werden – ständig aktualisiert – auf mehreren Websites veröffentlicht. Das satirische Online-Magazin „Slate“ (<http://slate.msn.com>) präsentiert täglich den „Bushism of the Day“.

„Mein Pro-Leben-Standpunkt ist, dass ich glaube, dass es Leben gibt. Das beruht nicht unbedingt auf Religion. Ich denke, das ist Leben hier, deshalb auch die Idee von Leben, Freiheit und das Streben nach Glück.“

„Ich glaube, in meinen Reisen ist etwas Methodismus.“

„Die Krise in Kalifornien ist wirklich das Ergebnis zu weniger Kraftwerke und nicht deshalb, weil nicht genug Stärke



Website mit Bush-Patzern: Fragen über Fragen

da war, um die Stärke einzusetzen, Kraftwerke zu stärken.“

„Ich habe gesagt, dass die Sanktionspolitik wie Schweizer Käse ist – das bedeutet, sie war nicht sehr effektiv.“

„Erdgas ist hemisphärisch. Ich nenne es gern hemisphärisch von Natur aus, weil es ein Produkt ist, das wir in unserer Nachbarschaft finden.“

„Die Familien sind es, wo unser Land seine Hoffnung findet, wo den Flügeln Träume wachsen.“

„Wir sind wirklich über Aids besorgt – irren Sie sich da ja nicht.“

„Ich bestätigte dem Premierminister, dass wir unsere Freundschaft schätzen.“

„Ich hätte den Fragesteller fragen sollen. Ich hatte jedoch keine Möglichkeit, den Befrager die Frage, die Sie gefragt haben, zu fragen.“

mühsam zusammengesucht zu werden: Es steckte seit acht Jahren „mental“ in den Startlöchern – auch wenn die Athleten in der Zwischenzeit in der Privatwirtschaft auftraten und sich (wie Cheney und Powell) dabei goldene Nasen verdienten.

Colin Luther Powell, 64, Soldat und Diplomat, hat als Außenminister mit dem State Department keine ideologischen Anpassungsprobleme: Er hätte die Zentrale der amerikanischen Weltpolitik zur Not auch unter Bill Clinton führen können. Der

mals ein gewisser George Bush zum Geheimdienstchef auf – und Rumsfeld selbst übernahm zum ersten Mal das Pentagon.

Seitdem der meisterhafte Bürokrat nach über einem Vierteljahrhundert wieder den US-Militärapparat übernommen hat, ist er der Hauptanwalt des umstrittenen Raketenchilds; daher die Vorbehalte der Verbündeten gegen ihn. Doch Henry Kissinger, der seinerzeit heftig mit Rumsfeld aneinander geriet, hat es in seinen Memoiren bedauert, dass der frühere Rivale sich spä-

schicht von Birmingham (Alabama), wo in ihrer Kindheit noch strikte Rassentrennung herrschte. Als Condi einsah, dass sie es als Konzertpianistin wohl nicht allzu weit bringen würde, studierte sie politische Wissenschaft und russische Geschichte und landete bald als Dozentin auf der kalifornischen Elite-Universität Stanford.

Als Gegnerin von Quotenregelungen für Schwarze (und Frauen) wanderte Professor Rice von den Demokraten zu den Republikanern über. Schon unter Bush dem Vater

arbeitete Condi zwei Jahre als Russland-Expertin im Weißen Haus. Sie hat von Washington aus den Zusammenbruch des Ostblocks mitverfolgt und ein Standardwerk über die Wiedervereinigung Deutschlands geschrieben. Dass sie Mitglied des Aufsichtsrats im Ölkonzern Chevron war, hatte weithin sichtbare Folgen: Ein Supertanker trägt den Namen „Condoleezza Rice“.

„Der Präsidentenjob kann nur im Weißen Haus gelernt werden“, lautet eine uralte Washingtoner Politikerweisheit. Mit Hauslehrern und Gurus wie Dick Cheney und Colin Powell, Condi Rice und wohl auch Bush dem Älteren dürfte der einstige Leichtfuß Dubya schon einiges mitbekommen. Im eigenen Land jedenfalls hat sein Ansehen sprunghaft zugenommen, seitdem die 24-köpfige Crew des verunglückten Luftaufklärers

wohlbehalten wieder in ihrer Heimatbasis eingetroffen war. Und schon scharen die Amerikaner sich um ihren Präsidenten, den sie in Übersee – wie viele Leute das noch nennen – zu Unrecht belächelt sehen.

Selbst dort gibt es bereits erste Stimmen, die aus dem Spottchor ausscheren. Der erfahrene Transatlantiker Josef Joffe bescheinigt dem Erstsemester-Präsidenten in der „New York Times“ jedenfalls eine steil aufwärts führende Lernkurve: „Up, up, up.“

Mag ja sein. Geändert hat ihn das aber durchaus nicht: Unbeirrbar entscheidet Bush einstweilen für die Konservativen seiner Partei, die bereits ein neues Reagan-Zeitalter wittern, und enttäuscht jene, die auf seine im Wahlkampf versprochene Überparteilichkeit gesetzt hatten. Aber vielleicht hilft ja ein bisschen Geduld.

Oder, wie Dubya es womöglich selbst formulieren würde: „Missunterschätzen Sie uns nicht zu früh.“

CARLOS WIDMANN



Patriot Bush, Schüler beim Fahneid: „No sex, no drugs, no alcohol“

hellhäutige Afroamerikaner, Sohn jamaikanischer Einwanderer, hatte in Vietnam und später gegen Saddam Hussein den „heißen“ Krieg hautnah kennen gelernt oder aus der Ferne mitgelenkt.

Umso weniger lässt er sich in die Schablone des Kalten Kriegers drücken. Obwohl Bush der Jüngere (im Gegensatz zu Clinton) die USA aus dem Nahost-Konflikt heraushalten wollte, hat sein Außenminister Powell sich mit massiver Kritik nun doch mäßigend eingemischt: Wohl oder übel musste Ariel Sharon seine Panzer aus dem Gaza-Streifen zurückpfeifen.

Das Image des Kalten Kriegers wird dafür Donald Rumsfeld angeheftet, dem neuen Herrn des Pentagons. Der Veteran aus der Nixon-Ford-Ära – der im Juli 70 wird – gilt als Drahtzieher des „Halloween-Massakers“ von 1975, als Präsident Gerald Ford seinen Verteidigungsminister und den CIA-Direktor feuerte; dadurch rückte da-

ter nicht um das Präsidentenamt bewarb. Kissingers erste Machtstellung – als Nationaler Sicherheitsberater im Weißen Haus – wird heute von Condoleezza Rice, 46, eingenommen. Schon ihr Name spricht gegen den Verdacht des Kalten Kriegertums: „condoleezza“ wollten die musikalischen Eltern sie nennen, nach der italienischen Partituranweisung für „sanft“, „zärtlich“ oder „mit Süße“. Aber in Amerika werden Namensschreibungen nicht immer so genau genommen, und bei Bürgern schwarzer Hautfarbe herrscht im Verleihen und Er-sinnen von Vornamen ohnehin schöpferische Freiheit.

„Give me Condi!“, soll George W. Bush jedes Mal rufen, wenn er außenpolitisch Brenzliges schnuppert. Sie kann ihm nämlich Probleme „so erklären, dass ich sie auch verstehe“; außerdem sei sie „eine enge Vertraute und eine gute Seele“. Condi Rice stammt aus der schwarzen Mittel-